IV. Jahr Heft 5

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Wege des Vergehens / Georg Trakl: Gedichte / Robert Michel: Der Johanniswurm / Hugo Neugebauer: Abendmahl / Adolf Loos: Keramika / Carl Dallago: Deutsches Leid / L. E. Tesar: Krupp-Prozeß und Trust-Unfug / Ludwig von Ficker: Verbüffelt und verbohrt / Max von Esterle: Karikaturenfolge 70

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, mit Ausnahme der vergriffenen Nummer 2, zum Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. Dezember 1913 Heft 5

Carl Dallago / Der große Unwissende

Eine Lebensführung

X. Wege des Vergehens.

Späte Septembertage rühren wie gütige Hände an die Seele. Die Fülle des Sommers beginnt sich zu verlieren, und alles Wachstum führt sein Letztes, die Frucht, dem Abgeben entgegen. An solchen Tagen ist man milde und dankbar, man schaut und genießt den Reichtum der Erde, man erlebt deren unverdrossenes und unerschöpfliches Abgeben.

Wieder zu Tal gezogen, sehe ich staunend, wie sich die Weinberge fruchtbeladen ausbreiten. Schwere Hängetrauben drücken durch das schon gelblich gesprenkelte Laub der Reben. Alles rückt der letzten Reife entgegen und weist schweigend auf seine wachsende Fülle, als begehre es, genossen zu werden.

Dieses Gewoge von Reben —: wie es daliegt einem Riesengewebe feiner Glieder gleich, das Früchte zeugte, die es nun dem Menschen zum Genusse darbietet! Wie weiblich solche Rebenranken sind, die vielleicht zu ihrer tiefsten Lust kommen, indem sie ihr Bestes anbringen, und so erst ihre Bestimmung erfüllen. Denn überall in der Natur zeigt sich solches Abgeben als das Erfüllende, als das Vollenden. Wenn daher Wachstumsdrang und Entfaltungssucht eines Lebens nur aufzunehmen trachten und nach Raum ringen, so ist es, um dieses Leben so zu gestalten, daß es

möglichst viel abgeben könne. Welch herrlicher Machtwille, der wie unbewußt nach Besitz ringt, um abgeben zu können, nicht um zu besitzen! Alle die früchtebehängten Pflanzenleiber der Reben zeugen dafür, jeder Baum, der sein schattenspendendes Laub gelockert hält und die Reife seiner Früchte zur Schau stellt, zeugt dafür, wie auch jedes Roggenfeld, dessen Aehren bereits unter den Sicheln der Schnitter gefallen sind.

Und der Zug solcher Leben läßt sich noch weiter verfolgen. Ich brauche nur noch Tage zu warten, bis die Früchte eingebracht sind, bis alle die dargebotene Fülle auch abgegeben ist, um zu sehen, wie rasch die Gebenden nun selber verfallen und ihre leiblichen Reste abgeben. Wie Blatt um Blatt zusammenschrumpft und vergilbt, bis es welk zur Erde fällt und Staub wird. Es läßt mich urteilen: Wie früher der Hang zum Abgeben das Wachstumfördernde, das Lebenanspornende war, so wirkt nun das Nicht-mehr-abgebenkönnen lebenauflösend. Und wie mit Rebe und Baum mag es auch mit dem Menschen sein.

Ein Aehrenfeld veranschaulicht dieses Bild noch deutlicher. Je schwerer und reifer eine Aehre wird, umso mehr neigt sie sich in einem Bogen wieder der Erde zu, daraus sie entsprossen ist. Nur taube Aehren bleiben in die Höhe ragend, sie wollen nicht geschnitten sein. Es belehrt mich: Nur das Mißratene will nicht vergehen, das Wohlgeratene aber mag nach Vollbringen seines Werkes, nach Abtun seiner Bestimmungen zum Ursprung zurückbegehren — zurück wollen ins Dunkel seiner Herkunft.

So wird es auch für den Menschen klar: daß der Tod kein Uebel, daß er vielmehr die Vollendung des Lebens ist. Und weiters: daß, wer das Leben nicht gehaßt hat, auch den Tod, als dieses Lebens Vollendung, nicht hassen kann. Denn das Leben nicht lieben und den Tod nicht hassen, bedeutet noch nicht: das Leben hassen und

den Tod lieben; sondern, so frei werden zum Leben, daß man ihm auch in seiner Begrenzung, dem Tode, zugetan wird. Wo man liebt, entbehrt man zumeist solcher Freiheit. Diese Freiheit aber ist erforderlich zum völligen Erleben des Lebens. Es besagt: daß, wenn die Zeit dafür da ist, der Tod auch willkommen sein muß als die natürliche Endform des Lebens. Ein solches Willkommenheißen ist dann nun mehr wie eine letzte Lebensbejahung.

In der ursprünglichen Natur mag diese Bejahung auch anzutreffen sein. Im Pflanzenleben spricht dafür wohl genug das Verhalten der meisten Laubpflanzen und Gräser im Herbst. Im Tierleben mag sich solche Bejahung vielleicht schwerer bemerkbar, weil die Tierseele, als tiefer, schwerer zu deuten ist, und die meisten Tiere, die mit Menschen in nähere Berührung kommen, eines gewaltsamen Todes durch Menschenhand sterben. Wenn solche Bejahung am Menschen seltener aufzufinden ist, mag es darum sein, weil nur wenige Menschen eines natürlichen Todes durch Alter, und nicht vorzeitig an Krankheit, sterben und so erst ihr Leben vollenden können. Hohem Alter liegt vielleicht das Sterben wie ein letztes Lieben.

Daß dem Alter der Tod begehrenswert ist, läßt sich zu allen Zeiten wahrnehmen. Hierher gehört es auch, wenn bei vergangenen kraftvollen Völkerschaften der greise Mann, der nicht mehr abgeben konnte (denn seine Heldenkraft zeigen ist auch ein Abgeben) dem schwächlichen „Strohtod" den Tod durch eigene Hand vorzog. Aber auch mildere Naturen, die bis ins höchste Alter hinein abgeben können und an denen das gewaltlose Verlöschen nicht mehr schwächlich ist, lehrte das Leben, den Tod willkommen zu heißen. Denn wie die Natur in dem noch Ungeborenen den Eintritt in das Leben begehrt, wenn die Frucht im Mutterleib reif ist, also mag auch die Natur des Alters, das sein Letztes gegeben hat und schnittreif ist, das Scheiden aus dem Leben begehren. Denn

Werden und Vergehen sind nicht willkürliche, sondern notwendige Vorgänge, inneren Zusammenhängen entsprossen. Und wie Mutter und Kind nur leiden und schließlich zugrunde gehen müßten, wenn die ausgetragene Frucht nicht geboren werden könnte, also müßten auch Mutter Erde und der von ihr ausgetragene Mensch nur noch leiden und schließlich ihre sich immer neuverjüngende Art einbüßen, wenn der Mensch, der sich ausgegeben hat, nicht auch ausgeschieden werden könnte.

Wohin das Leben geht, bleibt freilich ebenso dunkel wie die Frage, woher das Leben kommt. Die Zusammenhänge mögen hier kaum jemals erfühlt und niemals erschaut werden; sie mögen hineinreichen ins tiefe Dunkel des Urschöpferischen, das immer wieder alles aufnimmt, das wie ein Gesetz ist, das immer alles ins Fluten und alles ins Verebben bringt, und das doch ein ewig Ruhendes, ein ewig sich gleich Bleibendes ist und dem Menschen vielleicht am faßbarsten wird als Ausfluß der Kraft oder der Wesenheit Gottes.

*

Wolkenlose Bläue überwölbt felsumwandetes Gelände, darin der Hauch des Herbstes alle Farben zum Glühen bringt. Wellen des Vergehens fluten wie verloren durch die noch von Lebensgluten geschüttelte Landschaft. Die Tage sind völlig lichtberauscht.

Die Traubenlese hat begonnen und bringt eine bunte Frohheit in das ausgedehnte Gelände, das mit Weingärten besät ist. Alles freut sich der reichen Ernte. Die Wege durchwandernd, die von freudvollen Stimmen wie umrankt sind, oftmals erfrischt von der Süße und dem Wohlgeschmack der Früchte, die mir da und dort von freundlicher Hand gereicht wurden, werde auch ich vom herumflatternden Frohsinn und der Lichttrunkenheit des Tages angesteckt. Dann aber finde ich doch wieder stillere Plätzchen und stillere

Stunden. Und irgend ein halb verklungener Ton oder ein völlig vergilbter Strauch läßt mich wieder mein Sinnen über die Wege des Vergehens aufnehmen.

Zwar fühle ich mich nicht berufen zu erforschen, was *nach* dem Tode ist. Das Ergebnislose nach dieser Richtung ist mir Gewißheit. Einmal der Hast des *Wissens* um ein Jenseits entronnen, trage ich auch kein Verlangen mehr nach derartiger Aufklärung. Mir Unwissendem ist schon das Diesseits (als etwas, das lauter Unermeßlichkeiten in sich trägt) von Jenseits so überfüllt, daß ich in ihm für alles verstorbene Leben noch Platz wähne, wenn ich auch nicht weiß, in welcher Weise dieses Tote noch leben und wirken soll. Nur soviel ertastet das eigene Leben, das sich als Seele kundgibt, daß Zusammenhänge zwischen dem Lebenden und dem Toten angenommen werden dürfen. Und so wäre es wohl möglich, daß ein Totes auf das Lebende und dieses noch auf ein Totes einwirke. Daß demnach auch Fluch und Segen über das Grab hinaus reichen könnten.

Aber es liegt mir nicht, derartige Verhangenheiten aufdecken zu wollen. Mir würde es genügen, dem Leben soweit beikommen zu können, daß es mir ein wenig Auskunft auch über das Sterben gäbe; von der Geburt bis zum Tode: diese Zeitspanne am Menschen zu durchmessen, um aus dem, was sie an Erleben abwirft, auf das Sterben schließen zu können; und durch ein Vertrautwerden mit der Vorstellung vom Tode noch Festigung für das Leben zu erlangen.

Wenn man sich einmal bewußt wird, auf eigenen Füßen zu stehen (und *der Mensch* muß zu diesem Bewußtsein einmal kommen) und man entdeckt: es ist ein Gehen mit dem eigenen Kopfe, und man entdeckt: es ist ein Ruhen in dem eigenen Herzen — so hätte man noch zu entdecken, bevor das Herz stille steht: es ist ein Ruhen in der Gesetzmäßigkeit des Geschehens. Dann erst wäre

es noch ein Ruhen in dem eigenen Herzen, auch wenn das Herz schon still steht. Es wäre gleichsam das letzte Schöpferische des Gefühls: das Einswerden des Herzens mit dem Geschehen. Es erbrächte das Unterpfand für ein glückliches Ende, indem dieses Ende immer nach dem Sinne des Herzens sein müßte. Sogar der Spruch des weisen Solon: „Niemand ist vor dem Tode glücklich zu preisen" verlöre dann all sein Beunruhigendes. Ja es ließe sich vorstellen, daß das entflohene Leben als Ausdruck des mit dem Geschehen geeinten Herzens, wo und wie immer es auch fortleben sollte, doch zu seinem Frieden kommen müsse. Insoferne nämlich sich nicht mehr als das Maßgebende erweise, was mit dem Leben geschieht, sondern wie dieses Geschehen von ihm aufgenommen wird. Es ergäbe der Vorstellung nach für das Fortleben nach dem Tode (worüber wir freilich niemals Gewißheit haben) die Gewißheit, daß dieses Fortleben in seiner gefühlten Beschaffenheit vom Verhalten während der Lebenszeit abhängig ist; so daß wahre Machtzustände des Lebens auch Machtzustände für das Leben nach dem Tode bedeuten würden. Es unterstreicht den Ernst des Lebens, indem es — unfähig das Dunkel nach dem Tode zu lüften — dem gelebten Leben, und nur ihm, doch soviel Vermögen zuerkennt, Beschaffenheiten aufzubringen, um dieses Dunkel — wie immer es auch geartet sein möge — friedvoll bestehen zu können.

Hier befällt mich plötzlich der Gedanke, daß das friedvollste Bestehen dieses Dunkels doch ein großes Ausruhen sein müßte. Dafür spräche: daß hohem Alter (und ihm ist eigentlich erst das Sterben zugedacht) ein Ausruhen, ein Anbringen aller Müdigkeit, das höchste ist. Und betet nicht auch der Kirchenchrist für den Abgeschiedenen: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe!" Und wenn das Religiöse als Kirche auch Verfall ist, so mögen derartige religiöse Kundgebungen, die ja immer älteren Bräuchen entstammen, im-

merhin auch einen Kern echter Religiosität enthalten. „Ewige Ruh!“ hört sich so nicht mehr als ein ewiges Ruhen an, sondern als die Ruhe des Ewigen. Es müßte bedeuten: einer ruhenden Gesetzlichkeit gleichsam einverleibt sein. Damit vertrüge sich auch ein Einsgewordensein mit allem Geschehen, das von einem Höchstzustand des leibhaften Lebens ausgegangen ist und dem nun sein Verdienst wird.

So betrachtet, erwiese sich das persönliche Fortleben nach dem Tode als eine Art Sühnezustand für etwas, das noch aus dem Leben hereinreicht und ein völliges Zur-Ruhe-Kommen noch aufhält. Wohingegen die Ruhe des Ewigen ein Unermeßliches an Ausruhen in sich schließt, das in der Vorstellung das Aufkommen einer Lust hinterläßt, die an die Wiederkehr des Ausgeruhten als eines völlig Neuversünkten denken läßt.

*

Die Traubenlese ist vorüber und überall ist es stiller geworden. Die Farben werden von Tag zu Tag bunter, da und dort schon bleicher. In den Nächten erheben sich schon die Stürme des Vergehens und brausen bis in den Morgen hinein. Aber die Tage bleiben klar und grell, mit heißer Sonne, und die Bläue scheint unerschöpflich.

Ich jage in den Sonnenstunden meinen Gedanken nach, oft wandernd, oft ausruhend, immer aber in mich gekehrt, um den Gedankenzusammenhang nicht zu verlieren. So kommt es auch, daß ich mich in mir selber danach umsehe, ob das Leben die Menschennatur nicht so gestalten hilft, daß sie sich jenem Ruhen in der Gesetzmäßigkeit des Geschehens immer mehr nähert. Da sehe ich Seltsames — und es ist nicht nur gesehen, denn das Gefühl erlebt dieses Sehen.

Mit der Erschließung des Menschen geht etwas Hand in Hand, das ihn immer mehr seiner ursprünglichen Zugehörigkeit entgegenführt. Alle im Leben angeknüpften Ver-

bindungen werden loser und loser, und es beginnt sich immer mehr eine mystische Verknüpfung geltend zu machen, die in das Dunkel der Herkunft mündet. Die Natur zeigt sich als ein wundersam Geschlossenes, an dem eine Kraft die andere ablöst, wenn ihre Zeit um ist. Sie zeigt sich auch als etwas, das die Leben der Menschen, deren Zeit und Kräfte zu Ende gehen, ablösen läßt. Und das Nahen solcher Ablösung muß im erschlossenen Menschen gefühlt werden und wird auch gefühlt. So mag der zum Greisen ausgewachsene Mensch in seinen wachesten Stunden, die ihm seine ursprüngliche Zugehörigkeit am tiefsten fühlbar machen, zurückbegehren in das mystische Dunkel seiner Herkunft, daraus ihm das Licht eines unermeßlichen Ausruhens entgegenschimmert. Oft mehr, oft weniger mag dieses Licht schon durch die ganze reifere Lebenszeit des Menschen flimmern und in ihm ein unbestimmtes Sehnen erwecken, das mit den Jahren und mit der Abnahme der Kräfte zunimmt und das zuletzt wie ein großes Heimweh der Seele ist. Dieses Heimweh mag zuerst wie ein scheu geduckter Vogel sein, der im Herzen des Menschen mit geschlossenem Gefieder vor sich hindämmert. Dann aber, mehr und mehr mit den Jahren, regt er seine Schwingen, und das Herz beginnt zu fühlen, wie diese Flügelschläge in die Verhangenheiten des Daseins hineintreiben, und wie dabei dieses Dasein immer weiter und mystischer wird. Bis endlich gleichsam alle Wandung des Herzens durchbrochen ist und der Vogel frei wird.

So habe ich versucht, meiner Vorstellung auch anschauliche Form zu geben. Das Bild soll verdeutlichen: daß der Zug zur Auflösung von jeher verborgen im Menschen liegt, daß sich mit der Erschließung des Menschen auch dieser Zug immer mehr erschließt, und daß er schließlich mit dem Ruhen in der Gesetzmäßigkeit des Geschehens verbindet.

Nun bedingt aber das Sicherschließen, daß man sich

selbst, sein Leben lebe, und daß dieses Leben leben eine Lust sei, wie es doch naturgemäß lustvoll ist, das zu leben, was in einem gelebt sein will. Wenn ich nun solches Leben leben einfach für „Das Leben" setze, nähere ich mich den schönen Worten eines zeitgenössischen Dichters: „Das Leben ist des Lebens Lust", die hier jedoch in meiner Weise gedeutet sein wollen, nämlich: daß sein Leben zu leben des Daseins Lust ist. Es ergibt das Seltsame: daß auch das Vergehen des Lebens Lust ist, indem dieses Vergehende doch als Leben im Menschen liegt. Es kommt nur darauf an, dieses im Menschen Liegende dadurch zu heben, daß es dem Menschen vergönnt werde, sein Leben zu vollenden und durch solches Vollenden sich so weit zu erschließen, daß der Zug zum Tode in ihm lebendig, das ist: frei werde. So zeigt sich: Die Wege des Lebens sind auch die Wege des Vergehens.

Es rückt den alten Spruch: „Wie man lebt, so stirbt man" in diese neue Beleuchtung. Er enthält nun: Nur die vom Leben abkommen, möchten auch vom Sterben abkommen. Der Mensch aber erfährt an sich: Wer sich das Leben erschlossen hat, der hat sich auch das Sterben noch als Leben erschlossen.

Wenn die Menge andere Erfahrungen hat, was gilt hier wiederum die Menge? Sie ersetzt nicht das Zeugnis eines einzigen Menschen. Und ein solcher Mensch, Walt Whitman, schaute in den Tagen seiner Lebensvollendung:

„Auf weiter gesegneter Lichtflut und köstlichster Luft, mit Wiesen, kräuselnden Wellen, Bäumen, Blumen und Gras,
Und dem leisen Raunen des lebensvollen Windhauches — und inmitten Gottes herrlicher ewiger Rechten,
Du, heiliger Herrscher des Himmels — du Bote, hinüberführender, Wegweiser aller,
Reicher, blühender Löser des verstrickten Knotens, der Leben heißt,
Süßer, friedevoller, willkommener Tod."

Mehr zu sagen über diese Dinge ziemt mir Unwissendem nicht. Mir, der ich wohl noch doppelt unwissend bin aus Mangel an Erfahrung, als einer, der möglicher Weise erst in der Mitte zwischen Eingang und Austritt steht, und der heute noch gern zuwarten will — und wie gerne vorerst noch! — bis ihn Jahre und Ereignisse diesen Dingen näher bringen. Der aber doch soviel erkennt — dem nach, was ihm im Leben geworden ist — daß er immerhin aus Eigenem zu fühlen vermag, wie man die Wege des Vergehens noch als die Wege des Lebens gehen könne. Jeder Herbst entfacht in mir ein wenig dieses Gefühl. Und zuweilen, plötzlich, irgendwann — durch einen Ton oder durch ein Geschautes geweckt bis ins Tiefste, aufgeschlossen gleichsam bis zum Anschluß an den Ursprung — verfalle ich einem Hang, der in dieses Erschlossene wie in ein Heimatliches hineinstrebt und doch nicht loskann und etwas hinterläßt, das wie ein Heimweh der Seele ist.

*

Oktoberende. Die Schönheit eines ungewöhnlich lange glühenden Herbstes weilt mit mir in den Bergen, die ich wieder aufgesucht habe. Fast sommerlich lau ziehen noch die Lüfte. Aber ein weiter seltsamer Schimmer hat sich in alle Räume ergossen. Der kommt von den Wäldern her, die die Hänge besetzt halten bis nahe hinauf zu Grat und Gipfel. Und auch da schimmert es noch. Es ist der falbe Gräserrest der Almen, der dort die letzte Spur seines Sommerlebens verhaucht.

Nun lagert dieses Vergehen, immer noch glühend, über dem Flammengewog der Lärchwaldung, die wie im letzten Lebensfieber alle ihre Kräfte zusammenrafft, um noch einmal die Lust des Abgebenkönnens zu fühlen. Der Anblick ist ergreifend. Dieses still bewegte Wipfelheer, das in allen Flammenfarben leuchtet. Ein Nebelflor, der zuweilen darüber hinstreicht, macht das Geflamme noch beseelter.

Denn alle die Farben haben Töne, die dem Gehör der Seele zu Melodien werden. Die feiern das Dasein noch im Vergehen, vielleicht mit heimlicher Not am Grunde, wie sonst das Wachwerden einer Liebe gefeiert wird.

Sicher eignet diesem scheidenden Leben auch ein Zustand erhöhter Fülle — wie ihn sonst Liebende erleben —, sei es nun, daß es das zurückbleibende Dasein nochmals glühend umfassen will oder dem Heraufkommen der Urheimat aller Dinge liebend entgegen sieht. Und — so weitet sich mir der Gedanke —: es ist so vielleicht mit jedem Leben in der Natur (wo es nicht gewaltsam endet oder durch schädliche Einwirkungen bereits verkümmert und verdorben ist), daß es gegen sein Ende hin noch einmal zur Entfaltung kommt, zu einer Art Sammlung der Kräfte, die ein Blühen in ihm entfacht und es leuchten und tönen läßt und so in ihm das auslöst, was der Volksmund als „Schwanensang" kennt, wohl weil an diesem liebeskundigen und von den Alten vielfach verehrten Tiere dieser Blühezustand vor dem Ende mehr als anderswo wahrgenommen wurde. Was weiter nicht merkwürdig wäre, da der Geschlechtssinn, wie für die Liebe, so auch für den Tod immer noch der empfänglichste Fühler ist. Denn wie dieser Sinn den Zeugungswillen der Natur zuerst spürt, mag er auch ihren Auflösungswillen zuerst verspüren und so eine Erregung auslösen, die die letzte Lebensflamme anbläst, um sie zu verlöschen . . .

Wieder ist Abend um mich. Die Luft ist noch durchtränkt vom flammenden Schimmer der Lärchen, während die blaue Dunkelheit vom Tale her rasch hereinbricht. Stimmen und Geräusche verlieren sich bald in der Abendruhe, die wie ein weites weiches Bett die verglühende Landschaft aufnimmt, — eine Landschaft, die in den Armen des Herbstes ganz erfüllt ist von jenem unsagbaren Willigsein, das der Seele eignet, die in ein Großes aufgehen will.

Gedichte / von Georg Trakl

Sonja

Abend kehrt in alten Garten;
Sonjas Leben, blaue Stille.
Wilder Vögel Wanderfahrten;
Kahler Baum in Herbst und Stille.

Sonnenblume, sanftgeneigte
Ueber Sonjas weißes Leben.
Wunde, rote, niegezeigte
Läßt in dunklen Zimmern leben,

Wo die blauen Glocken läuten;
Sonjas Schritt und sanfte Stille.
Sterbend Tier grüßt im Entgleiten,
Kahler Baum in Herbst und Stille.

Sonne alter Tage leuchtet
Ueber Sonjas weiße Brauen,
Schnee der ihre Wangen feuchtet
Und die Wildnis ihrer Brauen.

Afra

Ein Kind mit braunem Haar. Gebet und Amen
Verdunkeln still die abendliche Kühle
Und Afras Lächeln rot in gelbem Rahmen
Von Sonnenblumen, Angst und grauer Schwüle.

Gehüllt in blauen Mantel sah vor Zeiten
Der Mönch sie fromm gemalt an Kirchenfenstern;
Das will in Schmerzen freundlich noch geleiten,
Wenn ihre Sterne durch sein Blut gespenstern.

Herbstuntergang; und des Hollunders Schweigen.
Die Stirne rührt des Wassers blaue Regung,
Ein härnes Tuch gelegt auf eine Bahre.

Verfaulte Früchte fallen von den Zweigen;
Unsäglich ist der Vögel Flug, Begegnung
Mit Sterbenden; dem folgen dunkle Jahre.

Robert Michel / Der Johanniswurm

Der Zug hatte die Station Janowitz noch nicht erreicht, als er plötzlich mit allen Kräften gebremst wurde, so daß ein widerwärtiges Geräusch von reibendem Eisen und zischendem Dampf entstand, während die Waggone ruckweise in ihrem Rollen gehemmt wurden. Svoboda, der im Coupee III. Klasse des mittleren Waggons saß, ging es blitzartig durch den Kopf: Zusammenstoß — Füße hoch! Kaum hatte er die Absätze in der Höhe des Sitzes, drang ihm ein fürchterliches Krachen in die Ohren. Gleich darauf wurde er wie von schnellenden Federn emporgeschleudert. Er hielt noch die Hände schützend vor, um den Anprall gegen die Waggondecke zu mildern; aber die Waggondecke war schon auseinandergebrochen und Svoboda flog in weitem Bogen hinaus. Als er wieder die Augen öffnete, lag er zwischen den Furchen eines Kartoffelfeldes.

Anfangs wagte es Svoboda nicht, sich zu rühren. Er glaubte, daß er bei der ersten Bewegung einige Knochenbrüche zu fühlen bekommen könnte und daß er aus irgendwelchen äußeren und inneren Verletzungen, von denen er vorläufig nicht wußte, alsbald zu bluten beginnen müßte. Deshalb hielt er noch immer still, während um ihn herum ein lautes Rufen und Sprechen erregter Menschen das Klagen und Wimmern der Verwundeten übertönte und allmählich ein hastiges, lärmendes Tun einsetzte.

Um nicht bloß zu hören, sondern auch zu sehen, hob er ein wenig den Kopf, ohne aber den übrigen Körper zu rühren. Durch die Blüten der nächsten Kartoffelstaude sah er auf den Bahndamm hin. Von den zusammengeprallten Zügen standen nur die beiden Lokomotiven aufrecht; sie waren ineinander verfangen und boten ein widerlich sinnloses Bild, so, als wenn man zwei Gesichter mit Gewalt ineinander gezwängt hätte. Ein Mann in blauem Kittel mit schreckensfahlem, verschmutztem Antlitz kletterte auf den Maschinen herum wie eine Ameise, der man den Haufen zerstört hat. Alles übrige der verunglückten Züge sah Svoboda nicht. Dann erblickte er aber ganz nahe neben sich einen Mann, der sitzend unter Stöhnen mit dem Oberkörper hin und her schwankte, so daß von seiner zerrissenen Stirnhaut das tropfende Blut links und rechts die Kartoffelblätter besprengte. Gerade trat an diesen Verletzten ein Offizier heran, dessen Waffenrock der ganzen Länge nach aufgeschlitzt war, und musterte ihn einige Herzschläge lang. Die Züge in dem Gesicht des Offiziers waren unbeweglich und streng und solcher Art, als hätte sie ein jahrelanger Gram vertieft, nicht aber der jähe Schreck eines fürchterlichen Augenblicks. Schließlich begann er eilig den Waffenrock auszuziehen; dann streifte er mit raschem Griff das Hemd über den Kopf herunter, riß es in einige Streifen und machte dem Verletzten, der unter seinen Händen das Schwanken sofort aufgab, mit großer Sicherheit einen Notverband um den Kopf. Als dieser erste Verband fertig war, erhob sich der Offizier, zog den zerfetzten Rock auf den nackten Leib an, legte die übrigen Stücke des Hemdes über den linken Unterarm und blickte um sich. Nun trat er zu Svoboda hin. Auch ihn musterte er vorerst einige Augenblicke lang; dann fragte er ihn mit einer Stimme, die vollkommen dem Ausdruck seines Gesichtes entsprach: „Sind Sie verletzt?“ Svoboda erschrak vor dieser strengen, kommando-

mäßigen Frage und erhob sich rasch, ohne etwas zu antworten. Daraufhin wandte sich der Offizier von ihm ab und ging weiter.

Wie eine frohe Ueberraschung kam es nun Svoboda ins Bewußtsein, daß er sich soeben sicher und schmerzlos bewegt hatte. Sein Mund verzog sich zu einem glücklichen Lächeln; er machte einen Schritt und noch einen und tat dabei mit den Armen Bewegungen wie ein Vogel, der die Flügel lüftet.

Da erblickte er wieder den Offizier, wie er gerade neben einem nächsten Verletzten niederkniete. Von Svobodas Gesicht verschwand sofort das Lächeln und er blickte verwirrt um sich. Er sah völlig zertrümmerte Eisenbahnwagen und andere, die nur umgestürzt waren; und vor allem mußte er die Menschen anschauen. Er sah die geschäftigen und aufgeregten Bewegungen der Heilen um die Verletzten herum und bei den Waggonen und er sah die wehvollen Gebärden der Verwundeten. Noch nie in seinem Leben hatte er etwas in einer so peinigenden Deutlichkeit gesehen. Er mußte für eine Weile die Augen schließen, um sich wieder zu fassen. Es war aber nicht das Grauenhafte des Bildes, vor dem er die Augen schließen mußte, sondern jene sonderbare Deutlichkeit des Schauens zwang ihn dazu, weil er sie noch nicht zu ertragen verstand. Die Hellsichtigkeit bei diesem Schauen war so überraschend, als hätte er bisher immer nur durch die nebelhaften Gläser einer Brille geblickt, die er nunmehr beim Sturze eingebüßt hatte. Die große Erschütterung, die ihm an Leib und Seele widerfahren war, hatte ihn so seltsam aufgerüttelt. Es war eine unbegreifliche Anspannung aller Sinne, die ihm das Miterleben dieses Eisenbahnunglücks eingebracht hatte; vorläufig merkte Svoboda die Veränderung nur im Schauen.

Ein unbezwinglicher Ekel ergriff ihn vor dem Bilde, das er da sah; und obschon ihm eine innere Stimme sagte,

er müsse nun sofort das Beispiel des hilfsbereiten Offiziers nachahmen oder zu den zertrümmerten Wagen eilen und dort mit den anderen Hand anlegen, konnte er doch nicht anders als dem Ganzen den Rücken zu kehren; er ging querfeldein davon.

Es geschah wie von selbst, daß er nach einigen Schritten stehen blieb, eine Kartoffelblüte pflückte, sie aufmerksam betrachtete und mit langen Zügen durch die Nase ihren Duft suchte und sie schließlich ins Knopfloch steckte. Er hätte in seiner ganzen Vergangenheit wohl vergebens gesucht, wenn er sich hätte erinnern wollen, ob er schon einmal Aehnliches getan hatte. Bei diesem Tun hatte er das Eisenbahnunglück fast völlig vergessen. Nur die zahlreichen Menschen erinnerten ihn daran, die teils mit entsetzten, teils mit neugierigen Gesichtern an ihm vorbeihasteten der Unfallstelle zu, auch querfeldein, da zu diesem Punkte der Bahnstrecke kein Weg führte.

Svoboda vermied es, diese Leute genauer anzusehen, weil sich ihm mit einer unangenehmen Auffälligkeit das Häßliche in ihnen darbot. Nur einmal mußte er eine Ausnahme machen. Bei einem jungen Mädchen war es; von der konnte er das Auge nicht abwenden, seit er sie von weitem erblickt hatte. Sie machte lange anmutige Schritte von Furche zu Furche und der Saum ihres kurzen Kleides brachte die Kartoffelblüten um sie in eine wogende Bewegung. Und noch durch fünfzig Furchenbreiten von ihr getrennt, hatte er erkannt, daß sie eine Jüdin war mit braunem Haar und braunen Augen und mit einem Mund, dessen Anblick ihm schon auf diese Entfernung eine brennende Sehnsucht bereitete. Daß ihre Hüften und ihre Brüste von einer frühen Reife geschwellt waren, hatte er schon einige Furchenbreiten zuvor bemerkt.

Svoboda kam gerade aus der Richtung, in der das junge Mädchen ging. Je mehr sie sich näherte, desto unsi-

cherer wurde sein eigenes Schreiten über die Furchen; und als sie endlich in seine Nähe gekommen war und er die feinen Härchen über ihren Mundwinkeln wahrnehmen konnte, und die langen Wimpern, die sie meist gesenkt hielt, weil sie auf den unebenen Weg achten mußte, und zwischen den leicht geöffneten Lippen kleine weiße Zähne, da strauchelte er vollends; dann stand er still und das Wiegen der Hüften und das Wogen der Kartoffelblüten ging ganz nahe an ihm vorüber. Seine Augen folgten ihr, wie Sonnenblumen der Sonne folgen.

Es zog ihn alsbald, ihr nachzugehen. Aber der Hintergrund, den er nunmehr um ihr wiegendes Schreiten sah, diese wüsten Waggontrümmer und die Menschen ringsum, gab ihm wieder solchen Ekel ein, daß er sich gewaltsam von dem Mädchen abwandte und seinen Weg fortsetzte, den Häusern von Janowitz zu. Jetzt erst, während er weiterging und das Bild des Judenmädchens sich immer wieder in seine Vorstellung drängte, so daß ihn seine begehrliche Leidenschaft jedesmal von neuem erhitzte, besann er sich trotzdem zum erstenmal nach dem Zusammenstoß, daß seine Reise ein Ziel gehabt hatte. Er hatte doch zu seiner Frau und zu seinen Kindern nach Eisenstein fahren sollen. Heuer hatte er seine Familie endlich einmal aufs Land schicken können und heute sollte er zum ersten Besuch hinauskommen. Er hielt die Gedanken an seine Frau und die Kinder mit inbrünstiger Kraft fest; und doch sah er gleich darauf wieder die wiegenden Hüften der jungen Jüdin, die er dort hinter sich wußte. Der Aufruhr des heutigen Tages wollte mit der ruhigen Erinnerung an sein gewöhnliches Leben in keinen Einklang kommen. Als er sich vergegenwärtigte, daß er noch am Vormittag sowie tagaus tagein in Pilsen hinter dem Postschalter gesessen war, schien es ihm, als trennten ihn Jahre von jener Zeit. Trotz seiner Verwirrung kam er zu dem Entschluß, den Weg durch die Stadt zu nehmen,

um zur Bahnstation zu gelangen. Von dort konnte er dann den nächsten Zug nach Eisenstein benützen.

Bevor er zu den ersten Häusern von Janowitz kam, strich er den Bart zurecht und reinigte einigermaßen die Kleider, die noch von dem Sturze beschmutzt waren. Obwohl er von niemandem in dieser Stadt gekannt wurde, war es ihm doch angenehm, daß die Sonne schon untergegangen war und er somit im Dämmerdunkel als Fremder nicht sehr auffiel.

Svoboda fühlte sich jetzt, da er einen wirklichen Weg unter den Füßen hatte und links und rechts Häuser sah, weit sicherer. Er ging mit festen Schritten auf der ebenen Straße dem jenseitigen Ausgang der Stadt zu, von wo es nicht mehr weit war zur Bahnstation Janowitz. Eben kam er auf die Eisenbrücke über den Angelbach, als von der Station her auf der Straße eine lichte Gestalt auftauchte, bei deren Anblick ihm das Blut stockte und die Beine versagten. Er lehnte sich an das Brückengeländer und ließ es zitternd geschehen, daß die junge Jüdin in ruhigem, leichtem Schritt sich ihm langsam näherte und ohne ihn anzusehen an ihm vorbeikam, als ginge sie ihn nichts an. Da mußte er die Finger seiner Hände ganz fest um die Eisenstange klammern, an der er lehnte, sonst hätten sie wie sinnlos nach dieser Gestalt in dem weißen Kleide gelangt und für das weitere Geschehen hätte man ihn eigentlich ebensowenig verantwortlich machen können wie etwa für das heutige Eisenbahnunglück. Daß ihre Beine von unten her jetzt nicht mehr von den blühenden Kartoffelstauden verdeckt waren, sondern in der vollen Pracht ihrer Jugend von dem feingewölbten Rist des federnden Fußes an zu sehen waren, wirkte auf Svoboda wie eine Enthüllung, die ihm völlig die Sinne zu rauben drohte.

Er hielt sich noch immer an der Brücke fest, als das Mädchen schon in der Einbiegung der Gasse verschwunden war. Nun verspürte er ein schmerzliches Verlangen, sich aus

diesen Abgründen bisher ungekannter Leidenschaften zu retten. Rasch in einen Zug einsteigen und wegfahren von dieser Stadt, die er nie mehr in seinem Leben betreten würde, das erschien ihm als die sicherste Rettung aus seiner gegenwärtigen Not. Gleich kamen ihm aber Bedenken: er würde das Bild dieses leidenschaftlich begehrten jungen Mädchens mit sich tragen — und wie sollte er da seiner Frau gegenübertreten können, der er bisher nichts zu verheimlichen hatte? Nein, nein; er mußte zuerst diesen unbegreiflichen Zauber durchbrechen, in den er da ohne seine Schuld geraten war. Schon flüsterte er sich mit vernehmlicher Stimme zu, die er recht verächtlich klingen lassen wollte: „Eine Jüdin ist sie." Und im Geiste sprach er sich weiter zu: „Nur einmal sie mit Ruhe anschauen; oder am besten, einige Worte mit ihr reden; gleich wird diese alberne Anziehung zunichte werden. Ja, so muß es sein — ich muß sie noch heute ganz nahe sehen und womöglich mit ihr reden; dann ist alles gewonnen, dann kann ich es vielleicht sogar lachend meiner Frau erzählen." Daraufhin machte er sich eilig auf, die junge Jüdin einzuholen.

Svoboda eilte so sehr, daß sich die Leute neugierig nach ihm umschauten. Er nahm die erste leichte Biegung der Straße und dann die zweite — gerade recht war er noch gekommen. Er glaubte sie mit voller Bestimmtheit wiedererkannt zu haben; in jenes hohe Haus war sie soeben verschwunden, von dem er etwa noch hundert Schritte entfernt war und das so vorteilhaft abstach von den übrigen Häusern der Gasse. Es war eigentlich nur ein ganz kurzer Augenblick, in dem er ihr Bild noch erhaschen konnte; aber hätte er sie nicht ebenso sicher nach dem bloßen letzten Schwung eines Zipfels ihres Kleides erkennen müssen?

Zu ebener Erde des Hauses war ein großer Kaufladen; der Name des Kaufmanns war untrüglich ein jüdischer Name; also war sie wohl die Tochter dieses Kaufmannes

und wohnte in der Wohnung des ersten Stockwerkes. Er stellte sich unauffällig schräg gegenüber auf und wollte das Haus beobachten und dabei überlegen, was er weiterhin für seine Zwecke tun könnte.

Aus dem niedrigen Bauernhaus, vor dem er stand, kam eine bucklige Alte heraus und musterte ihn mißtrauisch. Sie ging das einzige Fenster des Hauses von außen schließen, und ließ dabei den Fremden nicht aus dem Auge. Dann ging sie hinein und zog einen Vorhang vors erleuchtete Fenster. Aber unter einem aufgehobenen Zipfel des Vorhangs beobachtete sie ihn weiter; und wenn der Zipfel des Vorhangs fiel, so war die Alte im nächsten Augenblick wieder hinter der halbgeöffneten Tür auf der Lauer.

Bei seiner angespannten Aufmerksamkeit hatte Svoboda auch das Treiben der Alten bemerkt und der Aufenthalt dort war ihm dadurch verleidet. Er ging mit scheinbarer Absichtslosigkeit ein Stück in der Gasse weiter, bis er einen Weg fand, der ihn hinter das Haus des Kaufmannes führte. Dieser Weg war unbeleuchtet und jetzt schon ganz dunkel. Auch schützten ihn die Gebüsche zu seiten des Weges, so daß er völlig unbemerkt bis an den rückwärtigen Garten des Kaufmannshauses gelangte.

Die Fenster des ersten Stockwerkes waren finster und allem Anscheine nach gehörten sie nicht zu einer Wohnung, sondern zu Räumen, die als Lager für den Kaufladen verwendet wurden. Svoboda wollte sich schon zum Rückweg wenden, als plötzlich unter dem Dachgiebel ein Fenster aufleuchtete, das er vorher nicht bemerkt hatte. Er hielt ganz still und vergaß beinahe zu atmen; so erwartungsvoll schaute er auf den weißen Vorhang dieses Fensters. Das glatte Stück weißer Leinwand hing an einer wagerechten Schnur und verdeckte das ganze Fenster. Es war wie ein reines Blatt Papier, das auf den Zeichner wartet.

Nach einer geraumen Weile kam auf die helle Fläche ganz

plötzlich ein unförmiger Schatten ohne genaue Grenzen. Svoboda verschlug es den Atem. Als der Schatten wieder verschwand, begann er, ohne zu wissen warum, nach seinen Herzschlägen zu zählen: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht . . .", es war ihm noch nicht klar, was er mit dem Zählen wollte; vielleicht wollte er so das Wiedererscheinen des Schattens bis zu einer bestimmten Zahl erzwingen. Ehe er indessen die Neun aussprach, erschien am unteren Saum des Vorhangs ganz deutlich und von nahe schattend eine Hand, die sich wohl auf dem Fensterbrett etwas zu schaffen machte. Schließlich hob sie sich langsam und ein ganzer Arm kam hervor, der sich nach aufwärts bog. Offenbar hatte die Hand, die sich nun hinter dem Fensterrahmen verbarg, etwas am Haar zu tun. Der Arm selbst blieb in dieser anmutig gebogenen Haltung weiterhin sichtbar. Svoboda hatte es gleich anfangs bemerkt: der Arm war nackt. Die leisen Bewegungen der unsichtbaren Hand gaben dem Schattenarm ein aufreizendes Leben. Und in dem leidenschaftlichen Verlangen, sich dieser Erscheinung zu nähern, drängte Svoboda seinen Körper an den Holzzaun des Gartens.

Plötzlich ging die Hand über die lichte Fläche hinab und aller Schatten verschwand. Bald darauf verlosch das Licht und das Zimmer verdunkelte sich völlig; der Vorhang war nur mehr von außen ein wenig erhellt, aber alles Geschehen im Zimmer verdeckte er durchaus. Svoboda hätte angesichts dieses Vorhangs verzweifelt; er gewahrte aber kurze Zeit darauf im Durchblick auf die Hauptstraße, daß dort eine undeutliche weiße Gestalt ging. Es schoß ihm gleich durch den Kopf: vielleicht hat sie da oben nur die Bluse gewechselt und geht nun noch einmal in die Stadt zu einer Freundin oder sonstwo hin.

Er lief gleich das Stück Weges bis zur Hauptstraße. Die weiße Gestalt bewegte sich rasch der Kirche zu und bog

dann links ab. Svoboda war im Zweifel, ob er das Haus des Kaufmanns aus dem Auge lassen und jener ungewissen Erscheinung folgen oder ob er nicht lieber auf seinem Posten ausharren solle. Schließlich folgte er ihr doch, blickte aber immer wieder prüfend nach rückwärts.

Er erspähte die Gestalt von neuem, als er zur Kirche gekommen war; sie ging quer über den Ringplatz. Er bedachte schnell: Wenn sie es wirklich ist, so kommt sie bestimmt wieder zurück und ich verfehle sie nicht; wenn sie es aber nicht ist, komm' ich vielleicht zu spät zurück und finde die richtige Spur nicht wieder.

Er konnte aber trotzdem nicht widerstehen, ihr zu folgen. Sie verschwand abermals um eine Ecke; und als er dort angekommen war, sah er, daß die helle Gestalt aus Janowitz hinausging auf dem Alleeweg, der zu einem Berg hinanführte, aus dessen waldigem Gipfel eine Ruine gegen den Abendhimmel ragte.

Da eilte Svoboda zurück zu dem Kaufmannshaus. Das Geschäft war schon gesperrt; im ersten Stock die Fenster hatten die Holzläden geschlossen. Als er wieder hinter das Haus ging, fand er das Giebelfenster dunkel, wie er es verlassen hatte.

Svoboda begann vor diesem Hause abermals zu zählen; bei jedem Atemzuge zählte er um eines weiter. Er hatte sich schon zurechtgelegt, daß er so bis hundert zählen würde; und falls sich bis dahin an dem Hause kein Lebenszeichen offenbaren sollte, würde er das Warten aufgeben. Er war aber noch nicht weit über die zwanzig hinaus, als in seiner Erinnerung die lichte Erscheinung, der er vorhin gefolgt war, für ihn immer überzeugender die Gestalt der jungen Jüdin wurde. Mit einem Male war es ihm klar, daß er jene Gestalt einholen müsse, um zu sehen, wer sie sei. Das stumme Dastehen des Kaufmannshauses bestärkte ihn

noch in seinem Vorhaben. Er gab das Zählen auf und ging.

Es war schon sehr spät geworden und er begegnete keinem einzigen Menschen.

Durch die Stadt vermochte Svoboda nicht so zu eilen, wie ihn die Sehnsucht nach der hellen Gestalt trieb. Er glaubte offenbar nicht ganz fest daran, daß jene Erscheinung, der er nun nacheilen sollte, die junge Jüdin sein müßte. Ja, bei jedem einzelnen Haus tauchte in ihm der Zweifel auf, daß er sich mit seinen Beobachtungen im Dunkel vielleicht geirrt hatte, und jedes einzelne Haus konnte nun das gesuchte Mädchen vor ihm verbergen. Er vermochte nur ganz langsam zu gehen und nur in der Mitte der Straße, um die Nähe dieser Häuser zu vermeiden, die ihn alle wie große, schweigende Gesichter anschauten. Dieser Weg durch die Stadt schien ihm Stunden zu dauern und machte ihn völlig müde. Wenn irgendwo eine Türe ging oder ein Fenster geschlossen wurde, erschrak er, als wäre das für sein Schicksal von Bedeutung gewesen. Einmal lief ein Hund an ihm vorbei; Svoboda mußte stehen bleiben und ihm mit wirrer Erregung nachblicken. „Wo wird er hinlaufen? Wo wird er hinlaufen? Wo wird er hinlaufen?" klang es wie eine dumpfe bange Schicksalsfrage in ihm. Als der Hund schließlich in eine enge Seitengasse abbog, stöhnte Svoboda leise auf und ging weiter. Dann blieb er aber stehen, stampfte mit dem Fuße und schrie sich selbst an: „Zum Teufel, was geht mich der Hund an!" Daraufhin kam er rascher vorwärts und bald war er in der Allee, die ihn zwischen den Feldern bergan führte.

Nachdem Svoboda die Gasse verlassen hatte und links und rechts nur mehr freie Felder sah, wurde ihm bei seiner Erregung in dem Dunkel und der Einsamkeit bange zu Mute. Nur die strahlende Vorstellung des jungen Mädchens, das er einzuholen hoffte, bewirkte es, daß er nicht

gleich anfangs umkehrte. Er ging jetzt immer geschwinder; die helle Gestalt konnte nicht allzu weit vor ihm sein, keinesfalls war sie schon oben angelangt, dort wo sich der Weg im Baumdunkel des Gipfels, aus dem die Ruine ragte, verlor. Er stellte sich neben der Ruine zwischen den Kronen alter Bäume ein schönes Schloß vor und jenseits auf dem Abhang einen freundlichen Ort.

In seinem raschen Gange stieß Svoboda an den niedrigen Ast eines Apfelbaumes und der Hut fiel ihm vom Kopfe. Darüber war er so erschrocken, daß er eine geraume Weile nicht vermochte, den Hut aufzuheben. Dieser Schreck ließ eine Angst in ihm zurück, die ihm bei seiner Erregung und Verwirrung völlig unerträglich wurde. Nur das Denken an das Judenmädchen milderte einigermaßen diese Angst und er hastete weiter.

Aber auch das Denken an das junge Mädchen vermochte ihn nicht darüber hinweg zu täuschen, daß er durch eine bedrückende Einsamkeit auf einem fremden nächtlichen Weg ins Ungewisse ging. Es kam ihm der Wunsch, irgendein Lebewesen in seiner Begleitung zu haben; das hätte ihn beruhigt und ermutigt. Warum hatte er nicht den Hund, der unten im Ort an ihm vorbeigelaufen war, an sich gelockt als Begleiter für diesen Weg? Einmal hatte er den Einfall, einen Baum zu schütteln: vielleicht schlief dort ein kleiner Vogel und der würde beim raschen Erwachen im Dunkel nicht den Weg für einen Flug finden und flatternd zu seinen Füßen fallen; den könnte er aufheben und mit sich tragen; es wäre ihm viel damit geholfen.

Plötzlich mußte Svoboda wieder mit einem Schrecken innehalten: er war vor einen tanzenden Schwarm kleiner Lichter geraten. Erst allmählich gab ihm die Vernunft die Erklärung, daß es Johanniswürmer seien. Da begann er alsbald nach diesen leuchtenden Käfern zu haschen, und als

er endlich einen in der hohlen Hand gefangen hielt, empfand er es wie ein Glück, daß er nun doch ein lebendes Wesen bei sich hatte. Er machte dem Insekt aus seiner linken Hand sorgsam ein geräumiges Gehäuse und eilte so weiter. Hin und wieder blieb er stehen und stärkte sich an dem Schimmern seines kleinen Gefährten.

Dank dem Johanniswurm und dank dem Bewußtsein, daß er nunmehr die helle Gestalt bald einholen müsse, wurde ihm immer leichter und froher zu Mute. Wie die Angst in ihm schwand, so nahm der Wunsch nach der jungen Jüdin an Glut immer zu. Der Weg begann nun eine stärkere Steigung und versprach von der nächsten Stufe aus einen weiteren Ausblick. Svoboda stürmte dieses Stück Weges, als erwarte ihn oben das einzige Glück seines Lebens.

Und in der Tat, da oben fand er sie, die lichte Gestalt; in der Mitte des Weges schritt sie vor ihm hin, fast greifbar nahe. Nein, sie kam ihm sogar entgegen. Svoboda blieb in Verzückung stehen und breitete beide Arme weit aus. Da hielt auch die helle Gestalt still. Nach einigem Zögern machte er ihr wieder einige Schritte entgegen und auch sie schien sich wieder zu nähern. Svoboda vermochte seine bebenden Beine nicht weiter vorwärts zu bewegen — er sank langsam auf die Knie und wartete mit offenen Armen.

Plötzlich stieß er einen Schrei aus und hielt sich die Hände vor die Augen. Er hatte mit Entsetzen erkannt, daß ihn der freie Durchblick durch die Bäume auf den Himmel hin getäuscht hatte. Wirklich zeichneten die Kronen der Bäume gegen den Himmel im Zwischenraum einen hellen Fleck, der nicht anders aussah als die Gestalt eines Mädchens. Svoboda begann nun wie ein Irrer sich um sich selbst drehend herumzutasten, als suche er einen Halt. Da glänzte ihm vom Boden her etwas entgegen. Er bückte sich rasch danach und bald hielt er wieder seinen Johanniswurm in der Hand.

Das gab ihm wieder einige Fassung und er vermochte den Weg fortzusetzen.

Nun kam eine Stelle des Weges mit alten Bäumen und mit dunklem Hintergrunde, so daß Svoboda in der Finsternis den Weg kaum mehr erkannte. Weil er aber seine Schritte nicht verlangsamen wollte, hielt er beide Hände vor, um nicht blindlings an etwas zu stoßen. Kaum war er eine Strecke so gegangen, als seine linke Hand heftig gegen einen Baumstamm schlug. Er blieb sofort stehen; unwillkürlich führte er die brennenden Fingerknöchel an den Mund und fühlte, wie warmes Blut über die Finger rann. Mit Grauen gedachte er nun auch des Johanniswurmes; aber er wagte nicht die Faust zu öffnen, weil er überzeugt war, daß er den Käfer bei dem Anprall zerdrückt hatte.

Fassungslos und in völliger Verwirrung begann er weiterzustürmen, von den dunklen Mächten getrieben wie ein steuerloses Fahrzeug von einem Sturmwind. Der Verlust des Johanniswurmes hatte ihm den letzten Halt geraubt. Schließlich rannte er mit voller Kraft den Schädel gegen einen Baum und fiel um. In seinem Hirn leuchtete noch einmal die helle Gestalt eines jungen Mädchens auf, dann wurde es finster.

Er lag regungslos hingestreckt im Straßengraben. Zwischen den Fingern der linken Hand kroch ein leuchtender Johanniswurm hervor.

Am folgenden Tage wurde Svoboda in bewußtlosem Zustand aufgefunden und ins Spital nach Klattau gebracht. Die Zeitungen, die ihn anfangs bei den Berichten über das Eisenbahnunglück als Vermißten ausgewiesen hatten, ergingen sich nun in den verschiedensten Vermutungen.

Svoboda blieb zwei Wochen lang ohne Bewußtsein. Als er schließlich befragt wurde, wieso er so weit von der Unfallstelle abgekommen sei, wußte er keine Aufklärung zu geben. Seine Erinnerung hatte die Erlebnisse jenes Tages

nur als Traum in die anderen wirren Träume, die ihn während des Krankenlagers verfolgt hatten, eingereiht. Und doch mußte er sich, längst nachdem er an Körper und Geist genesen das Spital verlassen hatte, noch besonders oft dieses einen vermeintlichen Traumes erinnern. Immer zeigte ihm diese Erinnerung die helle Gestalt eines jungen Mädchens und einen leuchtenden Johanniswurm.

Hugo Neugebauer / Abendmahl

Vom Abendglanze war das Land erhellt:
Es lag der Sonne zartestes Gewebe
Ueber dem Laub der traubenschweren Rebe
Und überm körnerschweren Aehrenfeld.

Und Wortes Saft, der Stöck und Halme schwellt',
Braust' also laut in mir: O sieh, ich gebe
Zu Speis und Tranke mich, daß jeder lebe
Von Gottes Fleisch und Blute dieser Welt.

Wohl jedem, der mich andachtsvoll genossen
Im sonnentrunknen Blute meiner Rebe,
Das ich mit Tränen und mit Tau vergossen,

Im Fleische meines Korns, das ich enthebe
Der Mutter Schoß, darin es ruht verschlossen,
Daß es im Aethergeist des Vaters schwebe.

Keramika / von Adolf Loos

Dem Menschen, der die heutige Kultur besitzt, gefallen Gebrauchsgegenstände aus Glas, Porzellan, Majolika und Steingut am Besten, wenn sie undekoriert sind. Aus dem Trinkglas will ich trinken. Ob Wasser oder Wein, Bier oder Schnaps: das Glas sei so beschaffen, daß mir das Getränk am Besten schmeckt. Das ist die Hauptsache. Und aus diesem Grunde opfere ich gern alle altdeutschen Sprüche oder sezessionistischen Ornamente. Wohl gibt es Mittel, das Glas so zu behandeln, daß die Farbe des Getränkes erhöht, verschönert wird. Das selbe Wasser kann in einem Glase schal und matt, in einem anderen frisch wie aus der Bergquelle aussehen. Das kann man durch gutes Material oder durch den Schliff erreichen. Beim Gläserkaufen läßt man sich daher die vorgelegten Gläser mit Wasser füllen und wählt nun das beste aus. Dann blieben die Gläser, die so dekoriert sind, als schwämmen grüne Blutegel drin herum, unverkauft.

Aber das Getränk soll nicht nur gut aussehen: es soll auch gut getrunken werden. Die Gläser, die in den letzten drei Jahrhunderten angefertigt wurden, erfüllen diese Forderungen fast immer. Unserer Zeit — nein, ich will unsere Zeit nicht schmähen —: unseren Künstlern war es vorbehalten, außer unappetitlichem Dekor auch noch Glasformen zu erfinden, aus denen man nicht trinken kann. Es gibt Wassergläser, aus denen Einem das Wasser rechts und links bei den Mundwinkeln herausrinnt. Es gibt Liqueurgläser, die nur zur Hälfte geleert werden können.*) Bei neuen Formen sei man daher vorsichtig und wähle lieber die alten.

* Für Liqueurgläser haben die schnapskundigen Holländer eine klassische Form gefunden: eine Windenblütenform. Da kann der schwerflüssige Liqueur leichter herausfließen. Es war daher selbstverständlich, daß die wiener Sezession das umgekehrte Prinzip für Liqueurgläser beschloß: die Mandarinenform. Nur Schlangenmenschen, die sich soweit zurückbeugen können, daß sie mit dem Kopf die Erde berühren, können ein solches Glas leeren.

Genau so ist es beim Teller. Wir fühlen feiner als die Menschen der Renaissance, die noch ihr Fleisch auf mythologischen Darstellungen schneiden konnten. Wir fühlen auch feiner als die Menschen des Rokoko, die sich nichts daraus machten, wenn die Suppe durch das blaue Zwiebelmuster eine unappetitliche grüngraue Farbe bekam. Wir essen am liebsten von weißem Grunde. Wir. Die Künstler denken darüber anders.

— — — — — — — — — — —

Aber die Objekte der Keramik dienen nicht nur zum Kochen, Essen und Trinken. Das Glas dient uns als Fensterscheibe, Thonwaren als Fliesen, Wand und Tischplattenverkleidung, als Ofen oder Kamin, als Blumenvase oder Schirmständer. Und endlich kann sich der Künstler des Thones bedienen, um ihn zu formen, zu glasieren und zu brennen, weil er den Drang in sich fühlt, Menschen und Tiere, Pflanzen und Steine so darzustellen, wie er sie sieht.

Einst saß ich mit einigen „angewandten Künstlern" im Kaffeehause. Man sprach davon, eine keramische Versuchsanstalt in der Kunstgewerbeschule zu gründen. Ich war gegen Alles, was die Herren vorbrachten, und Alle waren gegen mich. Ich vertrat den Standpunkt des Meisters, des einfachen Arbeiters. Und sie vertraten den Standpunkt des Künstlers.

Jemand hatte eine wunderbar rote Blüte mit sammtenen Blättern mitgebracht. Die stand in einem Wasserglas auf dem Tisch. Und Einer sagte: Sehen Sie, Herr Loos, Sie verlangen nur, daß man Töpfe macht. Wir aber wollen versuchen, eine Glasur zu erzeugen, die dieselbe Farbe hat wie die Blume hier. Man war Feuer und Flamme für diese Idee. Ja, alle Blüten der Welt sollten ihre Farbe für neue Glasuren hergeben. Man sprach und sprach . . .

Nun hat mich aber die Natur mit einer kostbaren Gabe beschenkt. Sie hat mich schwerhörig gemacht. Und so kann

ich denn unter laut streitenden und debattierenden Menschen sitzen, ohne verurteilt zu sein, das Blech zu hören. Dann hänge ich meinen Gedanken nach.

Damals fiel mir mein Meister ein. Kein Künstler. Ein Arbeiter. Blumen sieht er nicht. Er liebt sie auch nicht. Er kennt ihre Farbe nicht. Aber seine Seele ist von Farben erfüllt, die sich nur in Glasur auf Thon darstellen ließen.

Ich sehe den Meister vor mir. Er sitzt vor dem Brennofen und wartet. Farben hat er geträumt, die der Schöpfer zu träumen vergessen hat. Keine Blume, keine Perle, kein Erz hat eine ähnliche Farbe. Und die sollen nun Wirklichkeit werden, sollen funkeln und strahlen, die Menschen mit Lust oder Melancholie erfüllen.

Das Feuer brennt. Brennt es für mich oder brennt es gegen mich? Giebt es meinen Träumen feste Formen oder frißt es meine Träume auf? Ich kenne Jahrtausende von Werkstatt-Traditionen. Was irgend dem Töpfer frommt: ich weiß es, ich habe es angewandt. Aber wir sind noch nicht am Ende. Der Geist der Materie ist noch nicht überwunden.

Möge er es nie werden. Mögen die Geheimnisse der Materie immer für uns Mysterien bleiben. Sonst säße nicht der Meister in qualvollem Glück vor dem Brennofen, harrend, hoffend, träumend von neuen Farben und Tönen, die Gott in seiner Weisheit zu erschaffen vergaß, um den Menschen an der herrlichen Lust des Schöpfers teilnehmen zu lassen.

„Also was meinen Sie dazu, Herr Loos?" fragte der Eine.

Ich meinte nichts.

Unsere Künstler sitzen am Reißbrett und machen Entwürfe für die Keramik. Sie teilen sich in zwei Lager. Die Einen entwerfen in allen Stilarten, die Andern nur „modern". Beide Lager verachten einander gründlich. Aber auch die modernen Künstler haben sich gespalten. Die Einen verlangen, daß das Ornament der Natur entnommen werde,

die Anderen, daß das Ornament nur der Phantasie entspringe. Aber alle Drei verachten den Meister. Warum? Weil er nicht zeichnen kann. Das schadet dem Meister aber nicht. Kacheln, die Bigot in Paris vor zehn Jahren geschaffen hat, haben noch nichts von ihrem Zauber eingebüßt. Aber die Muster, die die Künstler vor fünf Jahren auf den Markt brachten, bereiten selbst ihnen heute schon Nervenschmerzen. Das gilt natürlich von allen Entwürfen dieser Richtung.

Wer keramische Produkte kauft, möge sich Das stets vor Augen halten. Man gibt doch nicht sein Geld aus, um sich in drei Jahren darüber zu ärgern. Gegenstände, die das meisterliche, schöpferische Gepräge tragen, werden ihren Wert stets behalten. Gegenstände, die mit sezessionistischem Ornament versehen sind, sollen, wenn sie Einem auch gefallen, zurückgewiesen werden. Sie gefallen Einem, nicht, weil sie schön sind oder unserem Empfinden entsprechen, sondern, weil man versucht hat, uns diese Richtung aufzudrängen. Man verlasse sich auf sein Empfinden, das man besaß, bevor Hermann Bahr über diese Dinge schrieb.

Reißbrett und Brennofen! Eine Welt scheidet sie. Hier die Exaktheit des Zirkelschlages, dort die Unbestimmtheit des Zufalles, des Feuers, der Menschenträume und das Mysterium des Werdens.

— — — — — — — — — — —

Ich schreibe nur für Menschen, die modernes Empfinden besitzen. Für Menschen, die der Weltordnung dankbar sind, daß sie heute und nicht in früheren Jahrhunderten zu leben haben. Für Menschen, die sich in Sehnsucht nach der Renaissance oder nach dem Rokoko verzehren, schreibe ich nicht. Es gibt solche Menschen. Sie weisen immer auf die vergangenen Jahrhunderte, in denen Maler und Bildhauer Entwürfe für den Handwerker geliefert haben. Sie weisen auf die Renaissance, in der die Menschen aus Krügen tran-

ken, in die eine ganze Amazonenschlacht modelliert oder geschnitten war. Sie weisen auf Salzfässer, die wie ein Schiff aussahen, das von Tritonen gehalten und wo das Ruder als Salzlöffel verwendet wurde. Unmoderne Menschen. Und sie liefern Entwürfe für das Handwerk. Oder sie modellieren, wenn sie zufällig von ihren Eltern auf die Bildhauerschule geschickt wurden, gleich Alles selber.

Wollt Ihr einen Spiegel? Hier ist er: ein nacktes Frauenzimmer hält ihn. Wollt Ihr ein Tintenfaß? Hier ist es: Najaden baden um zwei Felsenriffe. In einem ist Tinte, in dem anderen Streusand. Wollt Ihr eine Aschenschale? Hier ist sie: eine Serpentintänzerin liegt vor Euch ausgebreitet und an ihrer Nasenspitze könnt Ihr Euch die Zigarrenasche abstreifen.

Ich fand das nicht gut. Und da sagten die Künstler: Seht, er ist ein Feind der Kunst. Aber nicht, weil ich ein Feind der Kunst bin, fand ich es nicht gut, sondern, weil ich die Kunst gegen ihre Bedränger in Schutz nehmen wollte. Man hat mich aufgefordert, in der Sezession auszustellen. Ich werde es tun, wenn die Händler aus dem Tempel vertrieben sind. Händler? Nein. Die Prostituierer der Kunst.

Wendet Euch von den Propheten der Renaissance. Liebt Eure modernen Gegenstände. Seht den herrlichen Spiegel! Konnte die Renaissance ein Glas hervorbringen, das ein weißes Taschentuch mit derselben Reinheit und Frische reflektiert? Seht das herrliche Tintenfaß! Wie der große geschliffene Kristallglaswürfel funkelt und gleißt. Es kann nicht umfallen; es kann nicht. So schwer, so fest steht es auf dem Tisch. Wie sicher man sich fühlt! Es kann nicht umfallen. Seht die herrliche Aschenschale! Eine große Glasschale mit Silber montiert. Wasser ist darin, um die glühenden Zigarrenreste sofort auszulöschen. Die silberne Montierung hat Einbuchtungen, in die man die brennende Zigarre legen kann. Hat die Renaissance so herrliche Dinge aufzu-

weisen? Freut Euch, freut Euch, Ihr Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts!

— — — — — — — — — — —

In den Auslagen sieht man Tiere aus weißem Porzellan. Gelbe oder blaue Flecke unter der Glasur geben ihnen einen charakteristischen „Chic". Sie sind hübsch, diese kopenhagener Arbeiten. Die eingerollte Katze. Oder die beiden Hündchen, die sich an einander drücken. Mir gefallen sie ungemein, — in den Auslagen. Denn — wie merkwürdig! — ich wäre in Verlegenheit, wenn mir eins davon geschenkt würde. Ich würde es in meiner Wohnung nicht zur Schau stellen. Gewiß, die Besucher kommen und sagen: Ah! Kopenhagen! Das macht Einem Freude. Wie es einem Freude macht, wenn man eine Zigarre anbietet und den Ruf vernimmt: Bock Imperiales! Zwei Kronen das Stück! Denn diese Freude ist teuer erkauft. Den ganzen Tag muß ich mich von dem Vieh anglotzen lassen. In seiner perfiden, humoristischen Weise. Dazu bin ich nicht immer zu haben. Dafür bin ich nicht immer gestimmt. Indifferente oder große Dinge will ich in meinem Zimmer sehen. Korbfauteuils oder Reproduktionen Klingers. Oder die witzigen Erzeugnisse früherer Jahrhunderte. Vieux Saxe. Die greifen nicht mehr in mein Leben. Die sind durch ein Jahrhundert von mir geschieden.

Die altdeutschen Sprüche an den Wänden sind wir jetzt glücklich los. Aber wenn nun die „angewandten Künstler" kämen und sagten: Schafft moderne Sprüche! Ich sage: Nein, gar keine Sprüche! Mit Witzblättern werde ich mir nicht mein Zimmer austapezieren. Dafür weiß ich mir einen anderen Ort.

Kopenhagen macht auch Blumenvasen. Blumenvasen ist nicht das treffende Wort. Vasen ist vielleicht richtiger gesagt. Denn diese Vasen wirken besser, wenn keine Blumen darin sind. Blumen will ich im Zimmer haben. Aber mit

den raffinierten Kunsterzeugnissen dieser Richtung können sie nicht konkurrieren. In bunzlauer Geschirr kommen sie besser zur Geltung. Das fühlt Jeder. Und daher sieht man die kopenhagener Vasen immer leer.

Ich glaube, die Zeit wäre nun glücklich vorbei, wo sich das Stürmen und Drängen der Menschen in Gebrauchsgegenstände verkroch, die unbenutzbar waren, in Bierkrügel, aus denen man nicht trinken, in Schusterhämmer, mit denen man nicht Stifte einschlagen konnte. Der moderne Mensch hat andere Mittel, seine Ueberschüssigkeiten loszuwerden. Einmal wachte ich fröhlich auf. Mir hatte geträumt, das ganze Kopenhagener Getier sei toll geworden und müsse dem kopenhagener Vasenmeister übergeben werden.

Manche Leute sagen mir nach, daß ich Geschmack besitze. Wenn man einmal in diesen Ruf kommt, wird man von den Leuten gern bei ihren Einkäufen mitgenommen. So bat mich eine Dame, mit ihr in die Sezession zu gehen, um ihr beim Einkauf zu helfen. Zimmerschmuck. Geld spielte keine Rolle. Aber groß durfte es nicht sein. Ich riet ihr zu einem kleinen Marmorblock von Rodin. Ein herrliches Antlitz entrang sich mühsam dem Stein. Die Dame besah das Stück von allen Seiten. Sie wurde verlegen. Dann sagte sie: Wozu dient Das? Nun war es an mir, verlegen zu werden. Das merkte sie. Und sie sagte: Sehen Sie, Herr Loos! Sie sind immer so gegen Gurschner und die Anderen. Aber bei Denen weiß ich doch, was sie wollen. Kann ich an diesem Stein Streichhölzer anzünden? Und wenn schon! Wo soll ich sie hinlegen? Kann ich eine Kerze dranstecken? Wo ist die Vorrichtung dafür? Kann ich Asche abstreifen?

Wie sagte ich doch vorhin? Prostituierer der Kunst!

(1904)

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Deutsches Leid. Der nationale Unfug wird immer ärger. Nun richtet er sich als deutsche Entrüstung gegen die Nobelpreis-Richter, weil er sich einbildet, daß „die Uebergehung Rosegger's bei der Verleihung des Nobelpreises für Literatur infolge der Proteste von slavischer Seite" erfolgte. Und eine kleine Zeitungsstimme droht sogar, wie kaum ein Minister des Auswärtigen: „Von deutscher Seite wird man nun von den Herren in Stockholm energisch Aufklärungen verlangen müssen". Entsetzt frägt man sich: was ist hier größer, die Dummheit oder die Frechheit?

Aber diese kleinen Zeitungsstimmen schwätzen nach dem Beispiel der großen. Da ist z. B. ein „St--g" in der „Neuen Freien Presse", dessen loses Gewäsch, das ebenfalls die Anwärterschaft Rosegger's auf den Nobelpreis ausspielt, wiederum nur beweist, daß auch diesem „Welt"-Blatt die Fähigkeit, in Dingen der Kunst und Dichtung mitzureden, immer mehr abhanden kommt. Nachdem von „weltfremden Einsiedlern" und „Einsiedlerpreis", von einem „literarischen Oktroi" und „sozialen Tendenzen" der Nobelstiftung geschwätzt wurde, wird herablassend eine „Kostprobe" des preisgekrönten indischen Dichters Rabindranath Tagore aufgetischt; daran schließt sich einige Auskunft über die Person und das Schaffen des Dichters, und zuletzt wird gesagt: „Ob nur die exotische Buddhistenmode Rabindranath Tagore den Preis verschafft hat oder ob nicht vielleicht auch Englands Indienpolitik die Krönung des bengalischen Dichters gern sah, bleibt das Geheimnis der Stockholmer Preisrichter, die einen neuen Lord Byron geschaffen haben: ‚Ich erwachte eines Morgens, und siehe da, ich war berühmt!'"

Gut gebellt, Journalist! muß man hier sagen, und man bedauert nur, daß Peter Rosegger in diese Dinge hineinge-

zogen wurde, in die er nie hineingehört. Denn auf den Nobelpreis, insoferne dieser als internationale und höchste Auszeichnung für Literatur gedacht ist, kann das gewiß volkstümliche und volkskundige Erzählertalent eines Rosegger doch niemals Anspruch erheben. Daß Rosegger kürzlich seine 70 Jahre vollendet hat, ist auch noch kein Grund, in ihm einen Anwärter für den Nobelpreis zu sehen, höchstens eine Entschuldigung für den blinden Ehrgeiz seiner Verehrer. Und so mag die vermeintliche Brüskierung des steirischen Poeten in heimatlichen und nächsten Kreisen Leid, gewissermaßen steirisches Leid, auslösen. Das darf jedoch nicht das deutsche Leid werden; es zöge sonst noch Herrn Rudolf Hans Bartsch auf den Plan und dessen berechtigtere Ansprüche. Aber — Scherz beiseite! —: Daß Rosegger in diese Angelegenheit hinein gezogen wurde, verdankt er, glaube ich, mehr seinen Schwächen als seinen Vorzügen. Man hat als Mensch und Dichter die Presse, das Soziale, das Nationale und wie die Korruptionsmächte sonst noch heißen mögen, die heute als Kulturpächter auftreten, nicht ungestraft auf seiner Seite. Es muß etwas vorhanden sein, das diesen Mächten eine Handhabe gibt, in einem einen Verbündeten zu wittern. An Rosegger findet sich diese Handhabe und zwar in seiner Werbe- und Sammel-Tätigkeit sowohl für Deutschtum wie für protestantisches Kirchentum. Derartiges verbandelt vortrefflich, aber es schadet dem Dichter und Menschen. Der Rosegger, der sagt: „So habe ich nun den Stecken zur Hand genommen und die Kraxe auf den Rücken, und gehe betteln um Bausteine für die neue Heilandskirche . . . Ich bitte Euch, Ihr Freunde und Gesinnungsgenossen in der weiten Welt, um milde Gaben zu diesem Kirchenbau im Waldland für Eure Glaubensgenossen. Ihr habt ja gewiß auch schon oft erfahren, daß alles, was im Sinne des Christentums getan wird, einen wunderbaren Segen in unser Leben bringt", dieser Rosegger

zeigt, daß er in religiösen Dingen über das Konventionelle nicht hinaus ist. Es ist auch mehr als fraglich, ob das Sammeln für einen Kirchenbau ein Tun im Sinne des Christentums ist, und wenn dieses mit Kirchentum schon identifiziert wird, ob solches Christentum wirklich wunderbaren Segen in unser Leben bringt. In nationalen Dingen ergeht es Rosegger nicht besser. Auch hier ist es fraglich, ob die drei Millionen, die als Bausteine gestiftet wurden, eine wahre Stärkung für das Deutschtum bedeuten. Denn schließlich muß doch auch am Deutschen das Menschentum die Stärke ausmachen, und das läßt sich nicht wie die Sprache als Uniform aufbringen. Und wie diese Bausteine einliefen! Man hörte sie (den Berichten nach) nur so prasseln, gleich dicken Hagelkörnern, die bis zu den windischen Grenzen fielen und die vielleicht zur Folge haben werden, daß sich mancher windische Same deutsch verlautbart. Unterdes aber mag mancher bedeutende Mensch in sehr deutschen Landen mühsam um sein Brot ringen. Denn die Deutschen haben nur das Deutsche und nicht das Bedeutende zu schätzen gelernt. Und so muß das Nationale herunterbringen, statt hinauf. Wider den Erzähler Rosegger, dem Bedeutung zukommen mag, steht demnach belastend Rosegger der Sammler; ich wenigstens kann diesem keine erfreuliche Seite abgewinnen. Wenn er schon geben will, gebe er aus Eigenem und lasse Kraxe und Stecken zu Hause (zumal er heute auch kein Landmann mehr ist). Oder er sammle für völlig ausgesetzte Dinge, die keine Anhängerschaft von Mehrheiten eintragen. Denn die Verbandelungen mit diesen Mehrheiten sind immer ein Fragwürdiges für einen schaffenden Menschen. Was aber den indischen Dichter Rabindranath Tagore betrifft, so müßte ein Peter Rosegger selber einsehen, daß an dessen menschliches und dichterisches Vermögen sein eigenes Schaffen *nicht heran-*

reicht. Schon die wundervolle Kostprobe gibt Zeugnis hiefür. Sie lautet: „Leben und Tod".

Ich war des Moments nicht bewußt, als ich die Schwelle des Lebens überschritt.

Welche Kraft war es, die mich wie eine Waldblume um Mitternacht diesem unendlichen Mysterium öffnete?

Als ich am Morgen ins Licht sah, fühlte ich einen Augenblick, daß ich in dieser Welt kein Fremdling sei und daß mich der Unerforschliche ohne Namen und Form in seine Arme genommen hatte mit den Armen meiner eigenen Mutter.

So wird mir dieser Unbekannte auch im Tode erscheinen, wie ich ihn immer kannte. Und weil ich dieses Leben liebe, weiß ich, daß ich auch den Tod lieben werde.

Das Kind schreit, wenn die Mutter es der rechten Brust wegnimmt. Aber im nächsten Augenblicke findet es an der linken Brust Erquickung.

Und jener Journalist steht vor dieser Probe wie vor unnützem Tand. Und verdächtigt die Nobelpreis-Richter (die unvergleichlich anständiger werteten als bei uns zu Lande in solchen Fällen je gewertet wurde) der Modeschwärmerei oder politischer Beeinflussung. Und mault etwas von Weltfremdheit. Und ahnt nicht, vor Dünkel stumpf, daß dem Menschen und Dichter, dem das Leben vertraut wird, die Welt, in der der Journalist lebt, fremd werden muß.

Nago, im Dezember 1913.

(gez. von Max v. Esterle)

Gemeinderat Philipp Mayer (Innsbruck)

Rauschen im fortschrittlichen Blätterwald: „Die Freiheit in Gefahr — Der Staatsanwalt drängt sich in die privaten Verhältnisse einer geschäftlichen Unternehmung."

Der Krupp-Prozeß ist für die Form, welche die wirtschaftlichen Verhältnisse in Europa angenommen haben und anzunehmen drohen, symptomatisch. Es handelt sich mir hier nicht um Schuld oder Unschuld der Aktiengesellschaft Krupp in diesem einzelnen Falle, noch weniger um eine Kritik der Prozeßführung — es gilt den geschäftlichen Geist von heute zu kennzeichnen, wie er sich im Prozeß und durch dessen Kommentar in vielen Zeitungen verrät. Er läßt sich in zwei Zielen beschreiben: Konzentration von Geld und — dadurch — Macht in wenigen Händen, und, um das zu erreichen und das Erreichte zu behalten, Abhängigkeit der staatsverwaltenden Beamten und Körperschaften von diesen Machthabern. Der Verteidiger umschrieb den zweiten Satz mit höflichen Worten: „Aus welchem Grunde geben denn große Schiffahrtsgesellschaften Freibillete und große Feste? Doch nur um eine enge Fühlung zu gewinnen mit verschiedenen Persönlichkeiten. Das ist gang und gäbe und in keiner Weise ungewöhnlich und unzulässig." Der Schluß, den der Verteidiger aus diesen Worten zog, verdient ebenfalls Zitierung: „Man sollte sich hüten das, was wir für höhere Kreise der Gesellschaft für selbstverständlich halten, ohne weiteres abzuschneiden für den Verkehr in den mittleren Gesellschaftskreisen"; vorsichtig verdeutscht: man „beschenke", der besseren Geschäfte halber, die mittleren „Gesellschaftskreise" wie die höheren. Das Vorbild für dieses geschäftliche Gebahren sind die amerikanischen Trusts. In älterer Zeit Rockefeller und Morgan, in neuerer Zeit Tom Bruan haben nicht Verbrechen, Bestechungen und Meineide gescheut, wenn ihre Taschen dadurch voll wurden. Der Petroleumtrust, der Kupfertrust, der Whiskytrust, der neue Tabaktrust sind eine Reihe von Niederträchtigkeiten, für die jeder, der weniger Geld und dadurch weniger Einfluß hätte und hat, ins Zuchthaus müßte und muß. Eine Anzahl deutscher Aktiengesellschaften ist bereits in Händen der amerikanischen Trustmänner und

Geldkönige, die bekanntlich den deutschen Petroleumhandel unterjocht haben und die deutsche Tabakindustrie zu unterjochen im Begriffe sind. Daß sich ihr Einfluß auch auf die Aktiengesellschaft Krupp erstrecke, behaupte ich dabei nicht, weil ich darüber nichts weiß — ich begrüße aber die Energie eines Staatsanwaltes, der umsichtig und unerschrocken gegen Umtriebe ankämpft, die, wenn auch nur beiläufig, an Trustgebräuche erinnern, und ich bedauere eine Verteidigung, die zur Entschuldigung des Angeklagten sagt: „Gerade er, der viel im Auslande reiste, und sieht, wie die Sache dort gehandhabt wird, brauchte keineswegs aus den Berichten des zweiten Angeklagten den Schluß zu ziehen, daß eine strafbare Handlung, eine Bestechung vorliege.“ Dieser Satz ist heute umso bedenklicher, weil gerade heute die deutschen Tabakhändler und Fabrikanten gegen die Mittel, die das Ausland zu ihrem Ruin handhabt, Kampf auf Leben und Tod führen. Es ist auch die Wendung der Verteidigung nicht stichhältig: „Im allgemeinen wird man doch behaupten können, daß bei den Direktoren eines der größten industriellen Werke die sittliche Urteilskraft dieselbe ist wie die des Oberstaatsanwaltes.“ Nein, im allgemeinen kann man das nicht behaupten, man müßte bei jedem Werk immer erst den besonderen Nachweis führen; seit der Gründung der Standard Oil Compagnie und ihrer über Amerika, England und den europäischen Kontinent ausgedehnten Machenschaften ist das Vertrauen und die sittliche Urteilskraft der Direktoren der großen industriellen Werke und Banken im allgemeinen verloren gegangen. Im Prozesse verstärkte die gewundene Ausdrucksweise der Direktoren nur das allgemeine Mißtrauen, besonders aber der Versuch eines der ihrigen, die Geheimberichte der Aktiengesellschaft Krupp, die sogenannten „Kornwalzer“, als „Wische ohne Bedeutung“ auszugeben.

Wenn man einem Deutschen imponieren will, droht man ihm mit der Lächerlichkeit vor dem Ausland. Das ehrliche Ausland aber wird auf Seite des Staatsanwaltes stehen, es ist von den Trusts gewürgt worden bis zum Ersticken und ringt nach Luft; die ausländischen Geldmänner freilich werden insgeheim schimpfen, öffentlich aber und in Zeitungen spottend wider die deutschen Behörden hetzen, auf daß deren Mut am Ende nicht auch ihnen gefährlich werde.

Das Unglück will es, daß auf die öffentliche Meinung das Wort „Staatsanwalt" wie das rote Tuch auf den spanischen Stier wirkt. Die öffentliche Meinung, durch kartellbestochene Zeitungen gemacht, hat sich daran gewöhnt, in Handel- und Industrie-Interessen schlechthin „die" kulturellen Interessen der Menschheit zu sehen. Sie will nicht nur nichts davon wissen, daß jene Interessen gewöhnlich die Interessen Weniger sind, sie begreift es auch schwer, daß die wahren menschlichen Interessen durch jene heute geradezu leiden, weil die schöpferischen Kräfte lahmgelegt oder für gewinnsüchtige Zwecke der Geldmonarchen ausgebeutet werden. Was haben die Geldfürsten, die ein unsichtbares Reich über die Erde aufrichten, das jede staatliche und volkliche Majestät frißt oder zu fressen sich anschickt, für die Menschheit eigentlich geleistet? Nichts. Weniger als nichts, denn sie haben hunderttausende Menschen ausgesaugt, tausende buchstäblich in den Tod getrieben. Sie haben betrogen, gestohlen, zerstört. Man hat ihnen, außer mit Millionen, mit Fackelzügen, Ansprachen, Zeitungsartikeln dafür gedankt. Was aber nützte alles das der Menschheit? Daß sie über die Tore der Aktiengesellschaften schöne Sprüche schreiben — über die der Krupp'schen Aktiengesellschaft z. B.: „Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein" — daß sie zur allgemeinen Beruhigung und vielleicht zur Beruhigung ihres fast immer feigen Gewissens (denn Kraftgestalten, Eroberer wie etwa die raubenden Wikinger sind die Geldfürsten nicht!) ein paar wohltätige Institute gründen, wiegt die Opfer nicht auf, die ihnen die vielen Dienenden bringen, die Verschuldung, in die mit reißender Schnelligkeit Land und Volk versinkt. Der Zweck der Arbeit ist nur dann das allgemeine Wohl, wenn der Gelderlös für die Produktion sofort in Umlauf kommt und nicht von wenigen Händen in Stahlkammern zusammengescharrt wird, um bei günstiger Gelegenheit gegen Zins an die Produzierenden geliehen zu werden.

Was da von „ungesetzlicher" Einmengung des Staates in die individuelle Unternehmerfreiheit geschwatzt und gezetert wird, ist ohne Gehalt. Dieser Individualismus führte zur Freiheit von keinem Dutzend Individuen auf Kosten der Unfreiheit von Millionen. Kommerzialräten und Aktiengesellschaften gegen streikende, ausgehungerte Arbeiter

und Angestellte Polizei und Truppen zu leihen, dazu scheint der Staat verständig und fortschrittlich genug; ihnen bei ihren Gaunereien auf die Finger zu klopfen, fehlt ihm auf einmal die Sachkenntnis des kaufmännischen Betriebes. Die Geldmänner sagen freilich: Warum lassen sich denn die anderen täuschen, wären sie klüger, kämen wir gegen sie nicht auf; indem der Staat die Ungeschickten schützt, züchtet er sie und wirkt so der „natürlichen Auslese" entgegen! Wenn aber eine Bank von einem gewöhnlichen Dieb bestohlen wird, ein Geldherr von einem gewöhnlichen Verbrecher beraubt wird — dann ist es Aufgabe der Behörde, den Ungeschickten zu schützen, der sich nicht wehren konnte oder nicht sich zu wehren wagte! Wirtschaft, heißt es weiter, ist die Resultierende der drei Komponenten einer Zeit: Persönlichkeiten, Ideen und Milieu; die Trusts sind eine entwicklungsnotwendige Wirtschaftsform, wie jede frühere sie gewesen ist; gegen sie sein, heißt die Entwicklung aufhalten. Das ist im Grunde das berühmte „laissez faire, laissez aller", das auch von der Verteidigung pünktlich zitiert wurde. Die Ansicht von den drei Komponenten der Wirtschaft selbst zugegeben, vermag ich Trusts und Kartelle, also die gegenwärtige Wirtschaftsform, nur aus dem vielleicht zufälligen, vielleicht begründeten Mangel an Ideen und Persönlichkeiten zur Zeit ihrer Bildung zu erklären, deshalb (wie auch die Erfahrung lehrt) nur als Hindernis und Gegner großer Ideen und Persönlichkeit zu erkennen, und so kann ich auch im Interesse persönlicher und staatlicher Entwicklung ihre rücksichtslose Bekämpfung nur gutheißen und fordern. Ich werde darin nicht irre, wenn einzelne Lebensfremde oder bezahlte Trustagenten Rockefeller und ähnliche Gesinnungslumpen selbst als Persönlichkeiten preisen, ja deren Biographien als zeitgemäße Vorbilder für Lesebücher empfehlen. Gelegenheit macht Diebe, aber sie entschuldigt nicht, noch weniger glorifiziert sie die Diebe.

Die Bedeutung des Krupp'schen Prozesses ist eine moralische, wegen des amerikanischen und teilweise auch schon europäischen Trusthintergrundes. Freilich können Prozesse nicht viel gegen Trustmachenschaften ausrichten. Erstens wird der nächste geschäftliche Beutezug einfach geschickter angestellt, zweitens trifft das Urteil immer nur die Werkzeuge, niemals die unsichtbaren Hauptschuldigen, denen na-

türlich am Ruin des Werkzeugs weniger als an einem Stäubchen auf dem Rock gelegen ist (denn jedes Werkzeug läßt sich für Geld ersetzen). Die gegenwärtigen Gesetze, zum großen Teil in politischen Kämpfen errungen, garantieren wohl (oder versuchen es wenigstens also) die politische Freiheit der Bürger, aber deren wirtschaftliche Abhängigkeit von den Geldfürsten im Staate und über dem Staate begrenzen sie soviel wie gar nicht. Die wirtschaftlichen Kämpfe gehören der Zukunft an — allerdings werden sie sich nicht, wie Parteiverblendete meinen und welche Meinung diese Kämpfe bisher aufgehalten hat, gegen politische Obrigkeiten wenden, denn die haben selbst nichts, sondern gegen die Geldobrigkeiten.

Zum Schlusse noch eines: Meiner Darstellung wurde von einer Seite der Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen die Aktiengesellschaft Krupp gemacht, da diese niemals „kapitalistische Interessen staatlichen oder nationalen Interessen" vorziehe. Nachträglich finde ich aber in einem Artikel von L. Brentano Bemerkungen, die das Verhalten der Aktiengesellschaft denn doch in einem anderen Licht erscheinen lassen. Die Aktiengesellschaft hat Amerika die Tonne Panzerstahlplatten um 800 Mk. billiger verkauft als ihrem Vaterlande, wenigstens diesbezüglichen öffentlichen Behauptungen nicht widersprochen, und sie hat eine Konkurrenzfirma aufs Trockene gesetzt, indem sie in der Generalversammlung der Firma eine Kapitalsvermehrung, die zur Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit notwendig war, einfach verhinderte. Sie konnte die Verhinderung erzwingen, weil sie „die Kontrolle der Aktien der Firma" besitzt, was wohl heißt, weil sie auf etwelche Weise in Besitz von mehr als die Hälfte der Aktien gelangt war. Von solchen Nutzungen der geschäftlichen Konjunktur zu rockefellerischer Schlauheit sind nur mehr wenige Schritte. L. E. Tesar.

Verbüffelt und verbohrt

Ein Preßköterchen, das unter dem putzigen Spitznamen Nemo in der Innsbrucker Volkszeitung allwöchentlich seine satirische Notdurft verrichtet, im übrigen jedoch sich von dem mageren Ruhme nährt, einmal ins Parlament entsendet worden zu sein — nicht als Berichterstatter, auch nicht als Schweifwedler, sondern als Abgeordneter, versteht sich —: dieser Nemo profeta hat kürzlich den Versuch unternommen, das letzte Aufgebot seines hohen Hausverstandes zu einem völlig unerwarteten Sturmangriff auf den „Brenner" zu sammeln. Mit welchem Erfolg, möge im Nachstehenden ein Blick auf unsere tief erschütterte Position enthüllen:

Ein ganzes Leben lang ist man redlich bemüht, seine Muttersprache gründlich kennen zu lernen, *man büffelt über eine Menge Bücher*, um die Ideen unserer großen deutschen Geister in sich aufzunehmen, *zwängt sich wie ein Bohrwurm in die deutsche Literatur hinein* und kommt schließlich zur trüben Erkenntnis, *daß man gar nicht deutsch versteht*, das heißt eigentlich, man versteht nur nicht jenes Deutsch, das eine Anzahl von hysterischen Literaten eigens zu dem Zwecke erfunden hat, um *außerhalb des Verständniskreises aller normal denkenden Menschen* ihre *sprachverwüstende* Tätigkeit mit dem Scheine besonderer geistiger Leistungsfähigkeit umgeben zu können,

Darauf kam ich, als mir diese Woche der Zufall wieder eine Nummer der Zeitschrift „Der Brenner" in die Hand spielte, jener Zeitschrift, die Karl Kraus die einzige ehrliche Revue Oesterreichs und Deutschlands nennt, ohne daß man es — *mit Ausnahme von Mühlau* — in diesen offenbar literarisch zurückgebliebenen Ländern anerkennen will. Bei der Lektüre dieser wohl *aus prophylaktischen Gründen in den Hundstagsmonaten nicht erscheinenden Zeitschrift* hat man das Gefühl, daß unsere deutschen Dichter einfache Sumser waren, die die deutsche Sprache aus geistiger Zurückgebliebenheit in ihrer primitiven Originalität anwendeten, während erst das junge Literatentum richtig deutsch schreibt. Früher war ein Satz ein in Worten ausgedrückter Gedanke, jetzt fehlt zwar der Gedanke, doch die Worte bilden großartige Sätze.

Wenn man die Aufsätze dieser Zeitschrift liest, hat man das Gefühl wie beim Anhören des Geläutes einer von der Alm heimkehrenden Kuhherde; das Klimbim dieses Geläutes besagt uns, daß die Kühe Glocken um den Hals gehängt tragen, aber es fehlt die Harmonie der Töne, *die Komposition zu einer Arie*. Das Klimbim des literarischen Wortgeläutes besagt uns auch nur, *daß die Leute die 26 Buchstaben des Alphabets gelernt haben*, aber sie können sie nicht zur *normalen Wiedergabe von regelrechten Gedanken* benützen.

Am schrecklichsten sind die Gedichte! Sie sind gefährlich wie Menagerielöwen, die dem Käfig entsprangen. Leider gibt es keine literarischen Schutzleute, die diese gereimten Raubtiere niederschießen dürfen.

Da brüllt so eine literarische Bestie, die in einem unbewachten Momente der Feder entfloh und den „Brenner" unsicher macht, folgendes:

„Die Höhen drücken Herbstgewitter an die Brust;
Auf einmal hat der Braus davongemußt."

Also hat der Braus fortgemußt, weil die Höhen das Herbstgewitter an die Brust drückten. Aber nicht genug damit; der Mann sieht auch „die Stadt verblauen" und die „Berge lichterloh fliegen".

Man denke! „Doch nicht genug des Entsetzens!", fährt das aufgeregte Kläfferchen fort. Noch schlimmer sei ein anderes Gedicht, betitelt „Trunkene Nacht". Und diesem widmet nun der Sachverständige eine stilkritische Untersuchung, die in der vernichtenden Feststellung gipfelt:

Die dunkle Brust der Braut hat den bedauerlichen Fehler, daß sie sich nicht reimt. Also reimt der Mann, nachdem er das „davongemußt" schon verbrochen —

das hat zwar der andere verbrochen —

noch ein neues Wort auf Brust, dem die Sprachforscher vergebens nach seinem Ursprung nachspähen werden...

Kurzum: das Wort „Blust" ist es, das diesem Sprachdiagnostiker, der sich ein ganzes Leben lang redlich bemüht hat, seine Muttersprache „gründlich" kennen zu lernen, wie eine Wespe in die Augen sticht. Und dieses gute alte deutsche Wort, das er dem „Brenner" als sinnlose Neubildung und als ein „Produkt geistiger Entartung" ankreidet, gab ihm, wie er selbst versichert, so völlig den Rest, daß er sich übergeben mußte. Somit wäre alles wieder in schönster Ordnung, und die Beherztheit, mit der hier ein unfreiwilliger Humor sich in sein Schicksal ergibt, müßte mit der Frechheit seiner Absicht restlos versöhnen, wenn nicht die Frage zu beantworten bliebe — die einzige, die hier in Betracht kommt —: was denn um Gotteswillen eine Redaktion, und sei sie noch so beschränkt, veranlaßt haben mochte, diese läppische Anpöbelung für ernst und der Veröffentlichung wert zu erachten. Doch ehe sich der unglückselige Autor dieser Lappalie ganz in den Vorwand einer „sachlichen" Berechtigung versteift, will ich doch lieber ihm und auch der

Redaktion, die sich nicht scheute, ihn der Lächerlichkeit preiszugeben, gleich jetzt ins schlechte Gewissen reden und beiden zu verstehen geben, daß lediglich private Gründe die Ursache ihrer neuesten Blamage sind. Es ist nämlich noch nicht so lange her, da hat die Volkszeitung den schamlosen Versuch unternommen, dem mißliebigen und ihr sehr unbequemen Wirken des einzigen Publizisten von Wuchs und Charakter, den Tirol bis vor kurzem noch hatte, dadurch die Spitze abzubrechen, daß sie „sensationelle" Enthüllungen aus seinem und seiner Angehörigen (!) Privatleben zu bringen versprach: ein Versprechen, das sie gewiß nicht der Anstand einzulösen hinderte, sondern die Schwierigkeit, solcher Sensationen habhaft zu werden. Damals nun teilte ich der Redaktion des Blattes mit, daß die Verächtlichkeit dieses Artikels mich bestimme, die Zusendung des „Brenner" an ihre Adresse künftighin zu unterlassen. Eine Empfangsbestätigung meines Schreibens durfte ich natürlich nicht erwarten. Oder wenigstens in keiner anderen Form, als sie mir jetzt durch diese öffentliche Kundgebung zuteil wurde. Aus ihrer Tonart entnehme ich zu meiner Genugtuung immerhin das Eine, daß die Redaktion meine Sprache verstanden hat. Das genügt vollkommen. Mehr braucht's nicht. Daß sie auch den „Brenner" versteht, ist nicht nötig. Sie wiederhole daher in ihrem eigenen Interesse auf keinen Fall den Versuch, ihre Leser — zu denen doch schließlich auch die Setzer des „Brenner" gehören — dahin aufzuklären, daß unsere Sprache nichts anderes beweise, als daß wir die sechsundzwanzig Buchstaben des Alphabets gelernt haben. Sonst könnte es am Ende noch passieren, daß Leute, zu deren Beruf es nun einmal gehört, sich kein X für ein U vormachen zu lassen, diese Aufklärung durch die sensationelle Enthüllung überbieten, daß wir — einem dunklen Gerücht zufolge — sogar nur fünfundzwanzig Buchstaben beherrschen. Aber selbst diese Fünfundzwanzig müssen zuguterletzt genügen, uns dem Verständnis eines Wochenplauderers in Hinkunft so weit zu entrücken, daß unsere in Züchten mannbar gewordene Hysterie vor der Belästigung solcher satirischer Bocksprünge einfür allemal sicher ist . . . Verstanden, Nemo? — „Nein!" Recht so; so soll es sein! Ludwig von Ficker.

Autoren-Abend des „Brenner"

„Der Brenner" veranstaltet Mittwoch, den 10. Dezember, abends halb acht Uhr im Musikvereinssaal seinen vierten literarischen Abend, an dem Robert Michel und Georg Trakl aus eigenen Werken lesen werden. — Das Programm ist folgendes:

I. Robert Michel: Vom Podvelez (Novelle).

II. Georg Trakl: Die junge Magd, Sebastian im Traum, Abendmuse, Elis, Afra, Kaspar Hauser Lied, Helian.

III. Robert Michel: Die Häuser an der Dzamija (aus einem neuen, noch unveröffentlichten Roman).

Karten in der Wagner'schen k. k. Universitäts-Buchhandlung und an der Abendkassa.

Berichtigung. In dem Aufsatz „Die Beschwörung" von Leo Herland im letzten Heft muß es auf Seite 146, Zeile 8 v. o. statt „seine Geister" richtig „reine Geister" heißen und auf Seite 153, Zeile 15 v. u. muß es heißen „Mitgefühl mit mir Fernliegendem und mir Fernstehenden" (nicht „Fernstehendem").

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppel-Nummer 387/388:

Glossen / Ich soll Novist werden? / Zum Gesamtbild der Kulturentwicklung / Unbefugte Psychologie / Notizen / Glossen

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il 'Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.